



Progymnasium zu Zaborze O.=S.

Das Verhältnis des Schlesiens

zu seinen

Haustieren und Bäumen.

Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde

von

Dr. Paul Drechsler.

Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums zu Zaborze
Ostern 1901.

1901. Progr. No. 227 a.

Zaborze 1901.

Druck von Max. Czech.

15L9d

19271.671

139498

II



139277 II

Nachstehender Beitrag zur deutschen Volkskunde behandelt einige Erscheinungen deutscher Volkssitte, die uns in nächster Umgebung, in Haus und Hof, in Stall und Garten täglich vor Augen treten und uns des Schlesiens Art und Wesen erkennen lassen. Die Abhandlung beruht zum grösseren Teil auf eigenen Sammlungen, die, unter anderen Gesichtspunkten verarbeitet, unter dem Titel: »Sitte, Brauch und Volksglauben der Schlesier« den zweiten Band der vom Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt-Breslau herausgegebenen »Volkstümlichen Ueberlieferungen Schlesiens« bilden und im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinen. Wie zu den Sammlungen die Tertianer des Progymnasiums zu Sprottau, die Sekundaner des Matthiasgymnasiums zu Breslau, die Quartaner der Realschule zu Benthensm. manchen wertvollen Beleg beigebracht haben, so dürfte andererseits der Aufsatz der Schule insofern wieder dienen, als er ihre Zöglinge mit dem vertraut macht, »was von alters her im tiefsten Innern unseres Volkes als seine ureigene Gedankenwelt, als ureigene Art und Sitte gelebt und sich nach innen und aussen bethätigt hat.«¹⁾ Auch wird, wenn der Lehrer derartige Betrachtungen anstellt, des Schülers Blick für das Leben seines Volkes geschärft und seine Erfahrungswelt bereichert, was wiederum dem deutschen Aufsatze zu gute kommt.

Die benutzte Literatur wird jedem Kenner der deutschen Volkskunde bekannt sein. Es seien nur diejenigen Werke aufgeführt, die häufiger citiert sind:

Bunzlauer Monatsschrift 1791 f.

Glatzer Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft. Habelschwerdt 1883 ff.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von F. Vogt, Breslau 1894 ff.

Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. Glogau 1862 ff.

Weinholds Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1891 ff.

1) Lyon im Vorworte seines Buches: Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen u. s. w. Unterrichtes S. VIII. — Ueber die (allerdings noch immer zu wenig gepflegten) Beziehungen zwischen der Schule und Volkskunde handelten in letzter Zeit: Mogk in den neuen Jahrbüchern 1899 I S. 627. („Deutsche Volkskunde“), Dähnhardt in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1899 S. 17. („Volkskunde und Schule“) und Beyschlag ebd. 1900 Seite 17 („Volkskunde und Gymnasialunterricht“); man vergl. dazu meine Besprechung in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1900 S. 231 f.

Mit Recht ist ausgesprochen worden, dass sich der Deutsche seine Häuslichkeit ohne Haustiere nicht denken kann¹⁾; an ihnen und ihrem jeweiligen Befinden nimmt er den innigsten Anteil, von ihrem Wohlbefinden hängt zum Teil sein eigener Wohlstand ab. Schon Tacitus weist *Germania* cap. 5 darauf hin, dass das Grossvieh des Germanen einziger und liebster Besitz sei, und so ist es im grossen und ganzen bis heute geblieben.

Das Haustier gehört nicht zur toten Masse, es ist nicht ein Stück Ware,²⁾ sondern ein lebendiger Teil der Hausgenossenschaft wie Knecht und Magd. Und wenn bei der Volkszählung ausser den Mitgliedern der Familie und des Gesindes auch das Vieh und die Bäume des Gartens gezählt werden, so steht damit des Volkes Fühlen und Meinen durchaus im Einklang. Wie nach altem Glauben jedes Tier eine Seele hat³⁾ und darauf die volkstümlichen Erzählungen von Verwandlung eines Menschen in ein Tier oder von dem Weiterleben der Menschenseele in einem Tierleibe beruhen, so findet das Wort der heiligen Schrift: »Du hilfst beiden, Menschen und Vieh!« in der Anschauung des Volkes lauten Widerhall. Auch die Schule berücksichtigt diese volkstümliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Menschen, Tier und Baum; sie tritt mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Tierquälerei und dem Baumbrevel entgegen und weckt in ihren Zöglingen das Verständniss für die alten Sprüche: »Der Gerechte weiss, wie seinem Viehe zu Mute ist (wörtlich: kennt die Seele seines Viehs), aber der Frevler Herz ist grausam« und: »Ein guter Mensch beschädigt keinen Baum.«

Schon die Gewohnheit, jedem Tiere seinen besonderen Namen zu geben, stellt es als etwas Selbständiges, gleichsam Persönliches hin und reiht es dadurch in die Zahl der Familienmitglieder ein. Wie in alter Zeit wachsen die Kinder des Landvolkes mit und unter den Haustieren auf (*inter pecora degunt*. Tacit. *German.* cap. 20). Die Wiegen- und Koselieder, sowie die Sprüche für die ersten Kinderjahre machen den Kleinen schon in der Wiege mit vielen Tieren bekannt, dem Schaf, dem Lämmlein, der Kuh und ihrem Kalb, der Kitsche, den Wullegänseln u. a. m., und mancher Junge kennt, ehe er noch die Buchstaben des Alphabets gelernt hat, die Namen aller Tiere seines Dorfes.⁴⁾ Diese Namen sind oft von grosser Schönheit und treffender Auswahl.

Kluge oder auch schmucke Stiere heissen im Altnordischen Spåmann (Spåhmann) oder Glaesir (Glänzer). In der bairischen Erzählung »Meier Helmbrecht« von Wernher dem Gärtner (aus dem 13. Jahrhundert) klopft nach längerer Abwesenheit der Sohn spät abends an das Thor der väterlichen Wirtschaft und heischt Einlass. Der Wirt fragt den Fremden, wer er sei. — »Ich bin Helmbrecht; einst war ich euer Sohn und Knecht.« Der Vater spricht: »Ihr seid es nicht.« — »Ich bin es doch.« — »So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen.« Da nannte der Sohn die vier Namen: »Auer, Råme, Erke, Sonne; ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen; es sind die besten Ochsen der Welt.« — Heute werden in Oberdeutschland die Ochsen auch nach ihrem Geburtstag oder nach ihrem Geburtsmonat, dem

1) Hans Meyer, *Das deutsche Volkstum*. 1899 S. 327, vgl. S. 309.

2) Weinhold, *Altnordisches Leben* S. 36. — 3) Man vergl. z. B. Homer *Odyssee* 14,426. — 4) Vgl. Freybe, *Züge zarter Rücksichtnahme und Gemütsiefe in deutscher Volkssitte*. 1900 S. 22.

Hornung, dem März, dem Laubmonat (April) und dem Lustmonat (Mai) Horni, Merzi, Laubi und Lusti genannt. So sagt bei Hebel (Allemannische Gedichte, Reclam S. 78) der müde Bauer abends:

I fahr jez heim mit Eg und Pflueg,
Der Laubi meint scho lang, 's seig gnueg.

In Schlesien legt man den Kühen gern Blumennamen bei, so in der Grafschaft und in Niederschlesien: Aster, Nelke, Pechnelke, Rose, Tulpe, Veilchen, oder man benennt das Tier nach Farbe und Aussehen: Braune, Rote (Rotjacke), Schecke, Schwarze, Strieme, (striemig), allgemein Blässe (Plesse, Plosse), Tier mit weißem Stirnflecken oder Maul, Blume, (Blieme), Tier mit kleiner Blässe, Weisshaupt, schles. Weisshêt, missverstanden: Weisheit (Sprottau). Ein beliebter Name ist Tocke (Puppe). Gern wählt man in der Sprottauer Gegend auch Tiernamen: Otter, Wachtel, Rebhenne, Finke, Schwalbe, Gazelle, Hirschen (Hirschin).*) Es finden sich auch die bedeutungsvollen Benennungen: Perle, Krone, seltener Namen von fernliegender Bedeutung wie Türke. Auch legt man hier und da dem Füllen den Namen des gleichzeitig geborenen Knaben bei, wie Fritz, dem Kuhkalbe oder dem Stutenfohlen den Namen des jüngst getauften Töchterleins, wie Liese. Engherzigkeit eifert dagegen. So heisst in Gustav Freytags Verlorener Handschrift eine Kuh Flavia (vgl. flavus goldgelb, rotgelb), und ihr Besitzer, der Pastor, sagt: »Ich sehe es nicht gern, wenn die Leute dem Vieh christliche Namen geben, da muss unser Latein aushelfen.«¹⁾ In der Grafschaft wird ein Zugochse, der Bremmel, gern Hoinze genannt und mit Heinze, Heinz! gelockt. Ueberhaupt haben die meisten Haustierte eigene Kose- und Locknamen, auf die sie auch hören, und wenn der Mensch in der Erregung das einzelne Tier nicht selten in allen Tonarten schimpft, gar oft z. B. das Pferd oder die Kuh verächtlich alte Hecke (Hêke), Kracke, Prôtzel, Hôtzel oder auch roh Aas schilt, so ist es ihm doch zuletzt wieder »s liebe Vieh,« und er wird nicht müde, es zu liebkosen und ihm allerlei Schmeichelnamen zu geben. Kühe und Kälber liebte man (um Ohlau) mit der Bezeichnung Bätchel (man vergl. Bätze, Petze Hündin, engl. bitch, poln. pies und Heinzel lustiger Bruder S. 149), in der Grafschaft mit Molle, Molle!, um Schweidnitz mit Mella, allgemein mit Mûzle, Musche, Mutschel, was liebkosend auch für Mädchen gilt, oder man lockt sie, wie überhaupt alles zum Rindviehstand Gehörige, mit lô lô, (in der Grafschaft) mit loa loa!, was zuweilen oft wiederholt wird; daher auch der Name Loala (in der Gegend von Zabrze: Lalal), womit kleinen Kindern die Kühe gezeigt und bezeichnet werden. Glatzer Vierteljahrsschrift 3,231, und Weinhold, Schles. Wörterb. S. 54. Ziegen lockt man mit Micke oder Mikkerle (Mickala), was bekanntlich in Schlesien auch Koseform für Marie ist (man vergleiche auch den Lockruf an Katzen: Mieze, Miene,) oder mit Happerle (von happen-hoppen, hüpfen), die Rüsselthiere mit Hutsch (davon Hutschel, im Liebauer Thal), Nutsch, Nutsche, Nutschla (von nutschen, saugen) oder mit Nucke, Nuckerle von dem das Grunzen nachahmenden Rufe: nuck, nuck! Ein besonderer Liebling der Jugend ist das Fohlen oder Füllen ('s Fella); es heisst Hans, Hanserle, Hansala, Huschalla, um Trebnitz Hantschel, vergl. schwäbisch Heintschele, in der Kindersprache Hottel, Hottla, Hotteli (von dem Lenkruf hott, im poln. Oberschlesien hetta). Hatlen für Pferde findet sich bereits bei dem Leobschützer Wenzel Scherffer im 17. Jahrh.²⁾

*) Beim Aufsuchen der Namen war mir Herr Rechtsanwalt Reiche in Sprottau in liebenswürdigster Weise behülflich.

1) Polle, Was denkt das Volk über die Sprache? 1897 S. 130.

2) Man vergl. Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier. Breslau 1895 S. 129, Weinhold, Wörterbuch S. 37.

Schon diese, zum Teil auch für Menschen gebrauchte Kosenamen, Zurufe und Locktöne bezeugen, in welchem trautem Verhältnis unser Volk zu seinen Haustieren steht. Es verkehrt mit ihnen, wie wenn sie mit Verständnis, mit Stimme und Rede begabt wären. Im besonderen stehen ihm die Wiederkäuer nahe; sie sind ihm vor allem das »liebe Vieh«, dessen zarte Behandlung und Schonung Pflicht ist. Ihr Maul wird auf der rechten Oderseite stets Mund genannt, mit dem sie auch essen, während Pferde, Schweine, Hunde u. s. w. ein Maul haben und fressen. Die Tiere verenden, verecken, gehen ein wie die Bäume und Blumen, gehen drauf oder krepieren; die Biene allein, die man zu den Haustieren zählt und sehr zärtlich behandelt, »stirbt«, was nur noch vom Fische gilt.¹⁾ Wie die kleinen Kinder in Schlesien nicht bloss vom Störche, sondern auch vom Wassermann gebracht werden, so sagt man in der Grafschaft auch den Kindern, dass der Wassermann das neugeborene Vieh herbeibringt. Glatzer Vierteljahrsschr. 3, 140.

Vom Stall und seinen Bewohner sucht man alles Böse, besonders Krankheiten, die ja zumeist auf böse Einwirkungen zurückgeführt werden, fernzuhalten. Wird einem der Eintritt in den Viehstall gewährt, so unterlasse man nicht, »viel Glück!« zu wünschen. Man darf das Vieh nicht loben, muss es nicht »schön« oder »hübsch« nennen, sondern »schmuck«, »just« oder »gätlich« (mhd. gätlich, passend, schön, nett Grimm Deutsches Wörterbuch IV. 1, 1490 f.), sonst beruft man es, und es magert ab, »verbüttet«. Wenn man ein Stück Vieh zum Schlachten verkauft, lässt man den Fleischer nicht zuerst in den Stall treten; auch muss der Fleischer im Stall wenigstens einen Teil der Kaufsumme bezahlen, weil er sonst aus dem Stall das Glück und dem übrigen Vieh die Ruhe mitfortnimmt (um Breslau). Zahlreiche Mittel wendet man in Schlesien bis auf diesen Tag an, um von Stall und Vieh die Hexen abzuhalten. Hiervon handele ich an anderer Stelle²⁾ Ich will hier nur diejenigen Volksbräuche kurz besprechen, die die Tierseele gleichsam persönlich fassen und ein gemütliches Verhältnis zwischen Tier und Menschen erklären.

Wie der Besitzer jedes seiner Tiere beobachtet, gleichsam studiert und in oft langjährigem Umgange seiner vierbeinigen Haus- und Hofgenossen Eigenschaften kennen lernt, so sucht er von vornherein jedes Tier, zumal wenn es durch Kauf neu erworben ist, an sich und sein Haus zu fesseln. Viele, zum Teil alte Sympthiemittel finden hier weitverbreitete Anwendung. Damit die neugekaufte Kuh nicht Heimweh nach dem alten Stalle empfinde und darüber »ins Ungedeih komme«, wird um Bernstadt der Strick, an dem sie gebracht worden ist, übers Haus geworfen, oder sie wird rückwärts in den Stall gezogen (Bunzlauer Monatsschrift 1791) oder über einen Besenstumpf gehoben (Oels). In der Liebauer Gegend achtet man darauf, dass das Tier mit dem rechten Fusse zuerst in den Stall tritt, damit es sich gut eingewöhne und gedeihe. Mitteil. 1897 Heft 4 S. 62. Verkauft man selbst ein Kalb, so sucht man in gleich gemütvoller Weise zu verhindern, dass die Mutterkuh sich nach ihm gräme. Man zieht das Kalb rückwärts aus dem Stalle oder zupft ihm stillschweigend drei Haarbüschel aus dem Rücken, steckt sie in Brot und gibt dies der Kuh zu fressen, damit sie sich nicht tot brüllt (Langendorf bei Tost; vgl. Grimm, Mythologie III. S. 417 Nr. 21); um Jauer und Sprottau und in der Grafschaft gibt man der Kuh dabei einen Schlag auf den Rücken und spricht: »Hier hast du einen Schlag, dass du dich nicht länger grämst als einen Tag.« Man windet auch den Strick, mit dem das Kalb angebunden war und den man gewöhnlich aus Vorsicht dem Käufer nicht mitgibt, der Kuh um die Hörner, schlägt sie dann

1) Auch in Oesterreich sagt man, wenn Bienenstöcke zu Grunde gegangen sind: „sie sind abgestorben.“

2) Vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube der Schlesier. 1900.

auf den Rücken damit und spricht: Hier hast du einen Schlag, da gräm' dich einen Tag (Nieder- und Mittelschlesien). Um Oppeln legt man einen Stein vor die Krippe, die Kuh leckt daran und brüllt dann nicht mehr.

Mit den Pferden verkehrt der Bauer recht vertraulich. Leitet er auf dem Acker das Gespann, so spricht er ihm unaufhörlich zu und behandelt es meist gut und schonend. Vor dem Ausfahren macht der Fuhrmann nach alter frommer Sitte mit seiner Peitsche oder seinem Fusse über dem linken Vorderfusse des linken Zugtieres dreimal stillschweigend das Kreuzzeichen, um sich und seine Brauen vor Unglück zu schützen; beim Tränken spuckt der Oberschlesier dreimal ins Wasser, damit die Pferde vor Bauchschmerzen bewahrt werden. *Mitteil.* 1896 Heft 3 S. 8. Auf die Ausdauer und Leistungsfähigkeit des geduldig und unverdrossen arbeitenden Pferdes zielen die sprichwörtlichen Wendungen »Pferdearbeit«, »Pferdekur.«

An der Spitze der Haustiere im engeren Sinne steht der Hund. Er tritt in ein ganz besonders nahes Verhältnis zu seiner Herrschaft als Wächter des Hauses und Hofes, Begleiter der Grossen, Spielkamerad der Kleinen. Geduldig dient er zum kindlichen Spiele, zieht willig den Puppenwagen, »macht« vor dem kleinen Herrn immer und immer wieder »schön«, lässt sich von den ungeschickten Fingern der Kleinen zausen und zupfen, und gar oft ruht das goldlockige Köpfchen des müden Lieblings auf dem weichen, warmen Felle des still liegenden Wächters. Zahlreiche Hundennamen sind über ganz Schlesien verbreitet, oft aus fremdem Sprachschatz entlehnt und doch volkstümliches Gemeingut geworden. Wer kennt nicht die mit deutscher Eetnung landläufige, französische Bezeichnung A'mi (ami Freund), die grichische Phylax (Wächter)? Doch gibt es auch deutsche Namen, so Mohr (Muhr); Flink, Munter, Treu, Niedlich, Kraft (Beuthen OS.); Greif, Schnapp, Packan, imperativische Bildungen; Pûz (bezeichnet etwas liebes Kleines), Schuft, Lump, gewöhnlich Lumps, ohne verächtlichen Sinn; Wächter, Wecker (Zabrze); Gräber, Waldmann (weiblich Waldfîne), letztere beiden für Teckel; Bergmann; daneben das echt schlesische Zamper, Zamperle, (vgl. Heinzel, Vägerle S. 9), in Kreuzburg Tschamper, von zampern, schampern, flink hin- und herlaufen, aus Unkenntnis als Zampa gedeutet. Lebendig sind auch Treff, Fips, Schnipps, Troll, Bello, Rappo, Fleck, Flick, Flock, Box, Schweizer u. a. m. — Scherffer bietet in seiner Uebersetzung des Dedekindschen Grobianus (Brieg 1640) den süsslichen Hundennamen Zuckerle, wozu sich aus Grimms Mythologie Nachtrag III. S. 6 die Liebkosung Zuckerl stellt.

Den schönsten Ausdruck für das geradezu innige Verhältnis des Herrn zu der »treuen Hundeseele« hat wohl unser Max Heinzel gefunden.

A mei Hundel.

Ber müssen vusoann'n scheiden,
 Vunander giehn, mei Hund,
 Mei Weib wii Dich ni leiden —
 Nu läb' mer ock gesund!
 Du hust 'r'sch Fleesch gefressen,
 De Milch, a Soaln genoascht,
 Du hast Der mit Finessen
 'ne ganze Wurscht gepoascht —
 Du hust 'r oan a'm Büchel
 Mit Verschen rümgenascht
 Und hust'r ihre Schüchel
 Zerbissen und zerkatscht —

Ei's Poocht bist De gekruchen
 Mit Pfuten wie a Muhr,
 Mit schwarz bemoanschten Knuchen,
 Ei schinnster Pusentur —
 A Kindern hust de Schniete
 Du aus der Hand stibitzt
 Und manche andre Schwiete
 No ausgefuhr. Und jitzt —
 Fur Deine tummen Stichel,
 Die freilich ni goar schien,
 Do musst Du »bieser Nickel«
 Uf Wünschbrig nüber ziehn —
 Zu Deinem neuen Herne —
 Doas strängelirt mich siehr:
 Ich hoatt' Dich esem gerne,
 Du nufgeräumtes Tier.
 Du woarscht mer treu ergäben —
 Ich weess, Du woarscht mer gutt,
 Und doas, doas is's ja äben,
 Woas mich su greifen tutt.
 Nu mach' mer nich Sperenzel
 Und fulg' ei Wünschbrig — Du! —
 Sust haun se mit'm Prenzel,
 Du kind'scher Jürge, zu.
 Ich biet' Dich, Buxla, presche
 De Hühnder ni su rüm,
 Verkneif' Der dei Genäsche,
 Du Loaps vum Stamme »Nimm« —
 Zerkatsch', zermoantsche Nischte,
 Hops' ei kee Bette nei
 Und lusz ock die verflischte
 Hundshoaft'ge Läppscherei.
 Nu gieh', ber müssen scheiden,
 Foass' Der a'n frischen Mutt:
 Mei Weib koan Dich ni leiden,
 Ich adder bleib' Der gutt! —

A lustiger Bruder S. 88 f.

Eng verbunden mit dem Hause und seinen Bewohnern, ist der Hund nach dem Volksglauben auch imstande, jedes dem Hause bevorstehende Unglück vor auszusehen und durch sein Heulen anzuzeigen. Hält er dabei den Kopf in die Höhe, so bedeutet dies Feuer; hält er ihn gegen die Erde, so wird eines aus dem Hause bald ins Grab sinken; heult er während des Glockengeläutes, so wird die zunächst tönende Glocke einem Gestorbenen ausläuten. Auch für andere Ereignisse gilt dem beobachtenden Menschen der Hund als Prophet. Wenn er »Schlitten fährt,« d. h. mit den Hinterbeinen auf der Diele hinrutscht, so werden Gäste kommen. Wenn die Hunde Gras fressen, wird nach alter Bauernregel schlechtes Wetter eintreten.

Der gute, treue, kluge Hund ist auch Menschenkenner. Nach allgemeinem Volksglauben sind das gute Menschen, zu denen kleine Kinder und Hunde ungerufen kommen; von einem schlechten Menschen nimmt kein Hund einen Bissen Brot. Bellt ein Hund freudig auf, wenn man in fremde Räume tritt, so ist man willkommen. Der verschuldete Tod eines Hundes wird an Haus und Hof gestraft. So bricht, wenn der Hofhund beim Brande mit-umgekommen ist, in demselben Gehöfte nach sieben Jahren wieder Feuer aus (lebendiger Glaube in der Frankensteiner und Münsterberger Gegend).

Die Mittel, um den Hund an Haus und Hof anhänglich zu machen, berühren sich vielfach mit dem Liebeszauber, den man zur Einwirkung auf die Menschen anwendet. Man gibt dem neuen Hunde etwas vom eigenen Körper ein und fesselt ihn dadurch an sich. Um Sprottau und Leobschütz kaut man Brot oder lässt es vom eigenen Scheweisse durchdringen und gibt es dann dem Tiere zu fressen; in der Jauerschen Gegend spricht man dabei: Hund, du gehörst nun mir! Oder man bewahrt etwas vom Hunde selbst im Hause und zwingt ihn dadurch, immer wieder dahin zurückzukehren. Eine alte Anweisung aus Herischdorf Kreis Hirschberg empfiehlt: Schneid dem neuen Hunde drei kleine »Büschlichen« Haare aus dem Genicke, thue sie in ein Papier und lege beides an einen Ort, wo man nicht auskehrt; so bleibt er gewiss.

Es heisst hundetreu, treu, anhänglich wie ein Hund, was auch von Menschen gesagt im Munde des Volkes ein grosses Lob ist, dagegen falsch wie die Katzen. Darum widerstreben beider Naturen einander, und von zwei heftigen Widersachern heisst es: sie sind wie Hund und Katze. Die Mäusejägerin wird gern gehalten; ihre Anwesenheit bringt dem Hause Glück (Sprottau, Rybnik, Ratibor, Kreuzburg), aber man traut ihr doch nicht recht. Tiefgewurzelt ist der Glaube, dass sich die Katze (wie der Alp) dem Schläfer auf Brust und Hals legt und ihn zu ersticken sucht, und auch das nächtliche Treiben des Tieres mag den Menschen misstrauisch machen. In polnischen Gegenden ist man überzeugt, dass die Katze, sobald sie sieben Jahre alt ist, eine Hexe wird und überall hingelangen kann trotz Schloss und Riegel (Rosenberg, Kreuzburg, Beuthen OS.). Lompa berichtet: »Hauskatzen sollen alljährlich in der Faschingszeit in einem wüsten Hause einen Ball halten; nach dem vollendeten siebenten Lebensjahre ihre Brotherrschaft verlassen, weil sie Teufelsgestalt annehmen.« Schles. Provinzialblätter 1862 S. 394. Solange die Katze »spinnt«, ist sie nicht gefährlich; doch nach Sonnenuntergang ist ihr nicht mehr zu trauen. Zahlreiche Sagen bekunden dies.

Auch die Katze gilt als Wahrsagetier. Wenn sie sich putzt oder wäscht, kündigt sie Besuch an. Kratzt sie an einem Besen, einem Brette oder am Tischbein, so wird es windig, geht sie längere Zeit nicht aus dem Hause, so wird es binnen kurzem kalt.

Zärtlicher Fürsorge erfreuen sich die Bienen, denen schon das Altertum eine Seele zuschrieb; vgl. Rochholz, deutscher Glaube und Brauch 1,147. Sie gehören, wie schon gesagt, zu den Haustieren. W. Menzel hat in seiner »Monographie der Biene« (Myth. Forschungen und Sammlungen I S. 187) treffend bemerkt, dass schon der patriarchalische Ausdruck »Bienen-vater« der milden Art in der Bienenpflege entspreche. »Die Biene ist gar ein edles, zartes, rein- und mühsames Tierlein,« sagt das Schlesische Wirthschaftsbuch. Breslau und Liegnitz 1712 S. 331. Nach dem Volksglauben verfällt, wer eine Biene tötet, dem Teufel.¹⁾ Gegen

1) Ist auch böhmischer Glaube, Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen. 1864 S. 84; vgl. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythol. II S. 450. Man vergl. anderseits Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 1868 S. 17: Bienen, welche einen Menschen töten, sollen selbst getötet werden, ein Gesetz, welches fast die Tierseele anzuerkennen scheint, und an die im späteren Mittelalter nicht ungewöhnlichen Prozesse erinnert, wo dem Menschen schädliche Tiere vor geistliches Gericht citirt und nach gehöriger, ihnen von Amtswegen gewährter Verteidigung verurteilt und gebannt wurden.

körperlich und sittlich unreine Menschen sind sie sehr empfindlich, werden durch ihre Nähe gereizt, oder es geschieht gar, dass sie verderben und sterben.¹⁾ Gute Menschen können sich ohne Gefabr in ihrer Nähe aufhalten.²⁾ Wenn man am Gründonnerstag in Schlesien die Bienenstöcke ausnimmt, um Honig zu essen, gibt man davon auch den Armen. Dafür sind die Bienen erkenntlich und im nächsten Jahre noch mildthätiger. Bunzlauer Monatsschrift 1792 S. 314.

Auch an die Bienen stellt der Mensch Schicksalsfragen, denn als fromme und gottesfürchtige Geschöpfe sind sie von Gott begnadet. Am heiligen Abend geht man zu den Stöcken »horchen«: die Bienen summen zum Preise des neugeborenen Welterlösers (Grafschaft). Man klopft an die Stöcke und sagt: Hint ist heiliger Abend! Wenn die Bienen darauf brummen und summen, dann ist ein gutes Jahr zu erwarten (Ohlau). Verschmieren die Bienen das Flugloch, dann muss sich der Mensch auf einen harten Winter gefasst machen.

Ferner steht dem Menschen und seinem Gefühlsleben das Geflügel, die Tauben, Hühner, Gänse, Enten. Die Sorge für sie liegt meist der Hausfrau ob und wird, abgesehen von Liebhabereien, zunächst durch den Nutzen bestimmt. Man sucht durch abergläubische und sympathische Mittel zu bewirken, dass die Tauben nicht wegfliegen, die Hühner und Gänse nicht die Eier verschleppen, und bezweckt, dass sie die untergelegten Eier möglichst vollzählig und zu lebenskräftigen Jungen ausbrüten. Um neugekaufte Hühner an Haus und Hof zu binden, trägt man sie in einem Sacke oder Korbe dreimal um das Haus und steckt sodann jedes Huhn einzeln verkehrt durch das Fenster in die Wohnstube; auch stellt die Hausfrau ihr blosses rechtes Bein neben ein Tischbein, und die Hühner werden um Menschen- und Tischbein dreimal herumgegeben (Warmbrunn). Dieses Mittel, dem eine alte aphrodisische Gebärde zu Grunde liegt (vgl. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksgl. § 449), kehrt in einfacherer Form vielerorten wieder, z. B. in der Grafschaft und um Sprottau. Auch die Tauben gewöhnt man in ähnlicher Weise an das Haus. Man steckt sie dreimal zwischen den Beinen hindurch, immer von vorn nach hinten, und »pischpert« d. i. flüstert ihnen zu: »Tauben, bleib bei mir daheim wie der Strumpf an meinem Bein«, oder man zupft dem Tiere drei mittlere Schwanzfedern aus und wirft sie in eine Ecke des Taubensöllers oder verbrennt sie am Ofen. Am Urquell III S. 175. Man erinnert sich des oben erwähnten Mittels, durch das man den Hund ans Haus bindet.

Ueberall in Schlesien füttert man, besonders am heiligen Abend und am Sylvesterabend, das Federvieh innerhalb eines Fassreifens, damit es beisammen bleibe und die Eier nicht verschleppe. Dieser Reifen ist ein Sinnbild des hegenden oder schützenden Fadens, der »goldenen Schmur«, von der die schlesischen Sommerlieder singen. Auch lässt man in der Gegend von Sprottau und Jauer Hühner, Enten, Gänse innerhalb eines Reifens brüten, damit kein Schaden über sie komme. Sogar das Geschlecht der auskriechenden Küchlein (schles.: Keuchel, Keichel) sucht man im voraus zu bestimmen. Um Hühner zu erzielen, macht man der Brüthenne ein Nest aus dem Bettstroh der Hausfrau; soll die Gluckhenne Hähne ausbrüten, nimmt man das Stroh aus des Hausherrn Bette. Bunzlauer Monatsschr. 1792 S. 185.

Die Hühner gelten für klug, ihr Gackern für vorbedeutend. Darum sagt man einem Ueberklugen, Naseweisen: Du hast wohl unter den Hühnern geschlafen, dass du so klug bist? Heiratslustige Mädchen befragen am Andreasabend Hühner und Gänse, ob sie im Laufe des

1) Höfer in der Germania I S. 1077.

2) Schon Plutarch, Ehevorschriften 144 sagt: die Bienen sind so unschuldig und rein, dass sie, wenn sich Menschen ihrem Stocke nähern, sogleich erkennen, ob sie keusch sind oder nicht.

nächsten Jahres unter die Haube kommen werden. Sie klopfen um Mitternacht an die Hühnersteige oder den Hühnerstall. »Gackert der Hahn, so kriegt sie 'nen Mann; gackert die Heunn', so kriegt sie ken'n (keinen).« Oder die Mädchen stellen sich im Kreise um einen (weissen) Gänserich, dem sie die Augen verbunden haben. Auf die er nun schreiend zugeht (die er »antadert«), die wird während des kommenden Jahres heiraten. In der Grafschaft tanzen vor der Befragung die Mädchen mit dem »Gänsch,« dass er schwindlig wird; eine Erschwerung der Schicksalsbefragung.

Noch geringeren Anteil am Gemütsleben des Volkes hat das Rüssel- oder Borstentier. Ein echt volkstümliches Fest ist dagegen das Schweinschlachten. Schweinefleisch, grün oder geräuchert, ist des kleinen Mannes Hauskost an Fleischtagen und der Festbraten an Sonn- und Feiertag, und ohne Rauchfleisch gäbe es kein »schlesisches Himmelreich!« So regelt denn der Genuss und der Nutzen das Verhalten des Menschen dem Schweine gegenüber.

Gross ist die Teilnahme bei Erkrankung eines Tieres. Spricht dabei auch vornehmlich die Sorge und Angst mit, ein Stück des Hauswesens zu verlieren, so regt sich doch auch oft das tiefere Gefühl der Zusammengehörigkeit, die zerrissen zu werden droht. Wird in Langenau bei Katscher in der Nacht ein Stück Vieh krank, so kommt die Magd es dem Herrn ansagen. Dann wäscht sie sich, füllt einen Löffel mit Weihwasser, spritzt davon etwas auf dem Gange zum Stalle auf die Erde und träufelt den Rest dem Vieh ein. Nun geht der Herr, gewöhnlich barfuss, zu dem kranken Tiere. Man spricht ihm liebevoll zu (daher die Redensart: jemandem zureden wie einem kranken Pferde!) und wendet oft dieselben Hausmittel an wie bei Erkrankung eines Menschen.

Bei vielem Thun und zu bedeutsamer Zeit nimmt man Rücksicht auf das Vieh. In Waltersdorf bei Sprottau rührt man am Himmelfahrtstage den Flachs nicht an, damit keine Brechannen herunter fallen; sonst bekäme das Vieh Läuse. Um die Tiere vor Ungeziefer zu schützen, hängt man in der Görlitzer Gegend eine Elster in den Viehstall, in Oberschlesien vergräbt man in derselben Absicht unter der Schwelle der Stallthüre einen alten Kamm. Grabinski, Sagen, Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. S. 52.

Auch frommer Glaube berücksichtigt die Haustiere. Besonders wird der heilige Rochus, in anderen Gegenden der heilige Nicolaus angerufen, um den Viehstand vor Feuergefahr zu beschützen. In Sabschütz bei Leobschütz machten früher überall dort, wo eine Nicolauskirche oder Nicolauskapelle war, die Bauern am Tage des Heiligen mit den Pferden um sein Heiligtum einen Nicolausritt, damit das Vieh vor Unglück und Seuche behütet werde.

Es ist dies ein slavischer Brauch, vergl. Wolf, Beiträge S. 116. In Bayern wurden am Stephanstage die alten Stephanskapellen von den Bauern der Gegend umritten; diese Stephansritte sollen die Pferde namentlich gegen die Hexen schützen. Zeitschr des Vereins f. Volksk. III S. 13. Am Thomastage (21. Dezember) verrichtet der fromme schlesische Landmann das Thomasgebet, worin er um Abwendung von allerlei Gefahren von Menschen und Tieren bittet (im Zobtener Halt noch lebendig).

Auch beim Austreiben des Viehes wird vieles beachtet, was von grosser Sorge für der Tiere Wohlergehen zeugt. Als vor Einführung der Stallfütterung der Gemeindegirtel das Vieh austrieb, ging er morgens durch das Dorf und blies auf seiner Schalmei: »Der Hirte titt (tutet) der Hirte titt, die Kühe wulln gemolka (wollen gemolken) sein!« Alsbald liess man das Vieh aus den Ställen, und es folgte dem Hirten. Der erste Austrieb durfte an

keinem Dienstage oder Donnerstage geschehen, weil das Fleischtage sind; es konnte sonst dem Vieh ein Unglück zustossen. Am liebsten trieb man zum ersten Male am ersten Pfingsttage aus. Dabei wurde der Hirte mit Wasser begossen, damit er beim Hüten nicht einschlafe, das Vieh wurde aus dem Stalle über Besen und Eisen getrieben, mit roten Schleifen (gegen das Berufen) geschmückt, mit Weihwasser besprengt und beräuchert, damit ihm nichts Böses schadet. Zum Räuchern verwendet man in Pless das einem Maulwurfe vor Sonnenaufgang entnommene Herz. Gegen die »Giften« fährt man dem Viehe mit einem Pechpinsel in den Rachen (Waltersdorf bei Sprottau); in der Grafschaft gibt man aus demselben Grunde jeder Kuh einen Löffel Wagenschmiere. — Wird das Vieh zum letztenmale eingetrieben, so achtet man darauf, dass es nicht nass wird, weil es davon Läuse bekäme. Das die Knaben auf Wiesen und Weideplätzen im Winter grosse Schneeballen wälzen, sucht man in der Grafschaft ängstlich zu hindern; an den betreffenden Stellen bekommt im Sommer das auf die Hut getriebene Vieh den »Dreher« (die Drehkrankheit).

Das zum Hauswesen gezählte Tier hat Teil an allen Freuden und Leiden der Familie.¹⁾ An der Kirmes und am heiligen Abend bekommt Pferd und Kuh, Hund und Katze reichlicheres und besseres Futter; auch sie sollen sich der frohen Zeit und ihres Ueberflusses erfreuen, ein tiefer, gemütvoller Zug, der durch das schlesische Hauswesen geht. Die Hausfrau, die Brotherrin, bringt am Weihnachtsabend, bevor die Familie isst,²⁾ dem Vieh das beste Futter, etwas Brot, Pfeffernüsse u. z. w. und verkündet ihm den heiligen Abend. Glatzer Vierteljahrsschrift VII S. 267. Dasselbe geschieht in Norwegen: Hier reicht man jedem einzelnen Stück Vieh sein Abendfutter mit den Worten: Friss gut, gedeih gut; heute Abend ist Weihnachtsabend. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 312. Manche lassen an diesem Abende die Haustiere von allen Gerichten kosten. Das Vieh bekommt auch neuerlei Stroh zu fressen, damit es sich stets ruhig verhalte und sich keinen Schaden thue, und von allem Futter, das in der Wirtschaft ist, um zu gedeihen (Sprottau, Hirschberg); es bekommt eine Butterschnitte und wird satt getränkt (Waltersdorf, Katscher). In der Oppelner Gegend war es bis vor kurzem üblich, dass der Ochsenknecht, damit das Vieh gut fresse, ein Stück Weihnachtskuchen, das er von der Hauswirtin erhielt, bei den Tieren in der Krippe verzehrte dasselbe that der Pferdeknecht unter den Pferden. Die Bäuerin lässt das Vieh Salz lecken, bläst ihm ins Nasenloch und schlägt ein Kreuz dabei, was den Viehstand gegen Seuchen schützen und fortan gesund erhalten soll. Auch gibt sie den Kühen, damit sie viel Milch liefern, eine Brotschnitte mit Salz bestreut, einen Nusskern (Sinnbild der Fruchtbarkeit) und ein Sträusschen von Nutzblümchen (Bocksbart) (Grafschaft). In anderen Gegenden anders, doch überall äussert sich dieselbe Absicht: man will das Vieh in seiner Weise an der Feier und Freude des Menschen und an den Wohlthaten der heiligen Zeit teilnehmen lassen. Und wie der Mensch für die festliche Zeit die Stube »aufräumt« und säubert, so wird in Katscher dem Viehe der Stall gereinigt. Hund, Hahn und Gänserich bekommen am Christabend eine Schmitte mit Knoblauch, damit sie tüchtig und furchtlos werden, und auch die Katze wird nicht vergessen: »doas is kloar«. Brendel, Heimatklänge S. 26. In Oesterreich-Schlesien reicht der Landmann den Rindern Äpfel und Honigschnitten und reibt ihnen die Augen mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten, namentlich vor dem »Hauch«, einem besonders gefährlichen Augenübel, bewahrt bleiben. Peter, Volkstümliches II S. 274.

1) Man vergl. schon im Alten Testament das Gebot der Sabbathruhe für Haustiere, 2. Buch Moses 20,10; 23,12. (Diesen Hinweis verdanke ich dem an unserer Anstalt unterrichtenden Herrn Rabbiner Dr. Kaatz).

2) Man vergl. das alttestamentliche Gebot, dass der Mensch sein Mahl nicht beginnen dürfe, bevor er den Haustieren Futter gereicht. 5. Buch Moses 11,15.

In der hochheiligen, geheimnisvollen Zeit hat sich auch der alte Seelenglaube, der Glaube an eine Wesensähnlichkeit zwischen der Menschen- und Tierseele, bis in die Gegenwart erhalten. Am heiligen Abende dürfen die Tiere, sonst die mutae bestiae, die stummen¹⁾ genannt, reden. Um Mitternacht unterhalten sie sich mit einander darüber, ob sie es im Laufe des Jahres gut oder schlecht gehabt haben, und verklagen den Besitzer bei dem neugeborenen Weltenheilande — ein schöner sinniger Glaube, dem Mitgefühl, der innigen Beziehung der Menschen zur Tierwelt entsprungen.

's älste (älteste) Stickla (Stück Vieh) eim (im) Stolle

Freut (frägt) die andern, wie's a (ihnen) giht;

Und nu nöch der Reihe olle|

Gan (geben) Bescheid, wie's im se (um sie) stieht. Brendel a.a.O.S.26.

Für diese enge Beziehung zeugt auch der noch allerorten in Schlesien lebendige Brauch, dass man jeden Todesfall in der Familie, vor allem den Tod des Hausherrn sogleich den Haustieren ansagt, widrigenfalls die Tiere sich grämen und eingehen. Dem Viehe, dem Hunde, den Bienen, dem Vogel (dem »Matschke«) im Käfig, allem, womit der Verstorbene in trauter Häuslichkeit und Berührung gelebt hat, wird sein Tod angezeigt. In polnischen Oberschlesien wird es den Pferden und Kühen ins Ohr geraunt. Im Trebnitzischen erfolgt das Ansagen an die Haustiere und Bienen, um Liegnitz im Stalle und bei den Bienenstöcken, ebenso um Sagan und Sprottau; in Grünberg dem Vieh und jedem Bienenstocke mit den Worten: Euer Wirt und Vater ist gestorben, in Bernstadt: Der Herr ist tot! In Ratibor und Rybnik wird der Todesfall dem Viehe, den Bienen, dem Hunde und den Tauben angezeigt. Um Sprottau, Jauer, Namslau und im Zobtener Halt wird dreimal an die Bienenkörbe geklopft und dabei vermeldet: Euer Vater ist gestorben. Unterliesse man es, so würden die Bienen sterben oder auswandern, und das Vieh würde unruhig werden und so lange brüllen, bis es verendete. Coler in seiner, auch in Schlesien viel benutzten, Oeconomia (1606) sagt: »Es kauffen auch etliche Bienen nicht gerne, welchen ihr Herr abgegangen ist, der sie zuvor gehabt hat, denn man ist der Meinung, dass sie alle auch nachsterben.«

Wenn dann beim Begräbnis das Aussingen zu Ende ist und der Leichenzug sich in Bewegung setzt, so läuft eines aus der Verwandtschaft (der »Freundschaft«) in den Stall und ruft dem Vieh zu: Der Wirt geht nun fort! Dasselbe geschieht auch bei den Bienenstöcken. In Reichwalde meldet man: Sie tragen den Herrn fort. Oder man sagt: Der Herr wird ausgetragen; dann grämen sich die Bienen und das Vieh nicht (Kauffung bei Schönau). Nach dem Glauben des Grafschafters verfertigen die Bienen sogar einen Sarg aus Wachs und trauern wie die Hinterbliebenen. Wenn der Sarg das Gehöft verlässt, treibt man in Gross-Parchwitz bei Hoyerswerda das Vieh in den Ställen auf, um Unglück und Sterbefälle zu verhüten.

Ungern lässt sich das Pferd vor den Leichenwagen spannen, um seinen Herrn für immer hinauszufahren; aus Gram darüber bleibt es ein ganzes Jahr hindurch traurig und träge. Vgl. Mittel. Heft 3 S. 9. Die Pferde werden erst wieder munter, wenn sie Hochzeitsgäste fahren. Deshalb spannte man früher, wie schon im germanischen Altertum, vor den Leichenwagen gewöhnliche Ochsen, die weniger zartfühlend sind als das edle Pferd. In der alten Zeit führte man das Leibross des Bräutigams festlich geschmückt herum, während der Herr im Gotteshause »des Lebens schönste Feier« beging; als Klagepferd begleitete es ihn,

1) Bei den alten Skandinaviern omaelandi, die nicht redenden; Polle S. 140.

verhüllt mit Trauergewändern, auf dem letzten Gange. Auf beides nimmt die Oelser Kirchen-Konstitution vom J. 1664 Bezug; sie gebietet: »abzuschaffen die bishero bei den Hochzeiten unter währenden Trän (Trauungs)- Predigten gehaltenen Missbräuche, sonderlich bei den Bauersleuten die stete Umbführung des Brautigambs-Pferdes, und: was die Begräbnisse derer vom Adel betrifft, soll vor das verkappte Pferd, wenn es nachgeführt wird, 10 Thlr. Schlesisch gegeben werden.

Das Ansagen des Todes erfolgt auch bei den Bäumen des Gartens. Wie mit den Haustieren ist auch mit den Hausbäumen der Besitzer und seine Familie befreundet. Der Mensch denkt sich die Bäume beseelt, versetzt sich in ihr stilles Leben und verwebt es mit seiner eigenen Empfindungswelt.

Wie die Tiere seiner Umgebung stehen auch die Obstbäume in heiligster Obhut; nach dem Glauben des Volkes ist der Herrgott selbst ihr Hüter.

»Junge! wer is denn derhême?
Inu! — inse Härr-Gôt — dar hit't de Bême,
Die voller Obste hängen;
A hit't ôch's Vieh —

singt Pater Wendelin (Jüttner) in seiner Schläschen Pillen zweiten Schachtel. 1867 S. 467.

Im allgemeinen wird der Baum nicht so selbständig aufgefasst wie das Tier, er hat keinen besonderen Namen, und Benennungen wie Klopstocklinde, Bismarckeiche, Friedenseiche u. a. sind nicht volkstümlichen Ursprungs. Während man in dem frei und willkürlich beweglichen, mit Empfindung begabten Tiere ein menschenähnliches Wesen, wenn auch auf niederer Stufe, erblickt, lebt der Baum nach der Meinung des Volkes ein mehr innerliches, gebundenes Leben; zu ihm setzt sich das stille, naive Gefühl der Menschenbrust in innige Beziehung. Ist die Natur auch reich an Bildern des menschlichen Lebens, so ist doch vornehmlich der Baum in seinem Entstehen, Wachsen, Blühen und Vergehen das greifbare Abbild des Lebens. Diese tiefinnerliche Beziehung zwischen Natur- und Menschenleben ist echt indogermanisch; ihr entsprang jenes berühmte, von Homer geprägte, wehmütige Gleichnis von den Blättern im Walde, die knospen und welken wie die Geschlechter der Menschen. Ilias VI 146.

Auch der Schlesier tritt während seines Daseins zu dem Baum in mannigfache Beziehung. Bei der Geburt eines Kindes pflanzt man ein Bäumchen, das »Lebensbäumchen;« das Wachstum des einen bedingt das des anderen. Den Baum vertritt aus naheliegenden Gründen ein Strauch, gewöhnlich Myrtenstrauch, oder eine andere Pflanze. Auch im Elternhause des Kreuzburgers Gustav Freytag übte man diesen Brauch:

Vor meinem Bette stand ein Myrtenstrauch,
Ein kleiner Herre, nach des Landes Brauch
Gepflanzt im ersten Neumond!) meines Lebens.

Gesammelte Werke I S. 272²⁾

1) Alles, was in zunehmenden Mond begonnen wird, soll nach allgemeinem Glauben besser gedeihen und Fortgang haben. Schon Tacitus German. cap. 11 erwähnt als Eigentümlichkeit der Germanen, sich nach dem Neumond oder Vollmonde zu richten, „denn das halten sie für den segensreichsten Anfang zu Geschäften.“

2) Ich kann mir nicht versagen, aus Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes folgende schöne Stelle auszuheben (Reclam S. 217): „Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, dass ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muss heissen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Bäumelein selbst auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eins von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan und begrabe

Im Malayischen Archipel dient der bei der Geburt gepflanzte Baum geradezu als Altersanzeiger. Eine Frau, gefragt wie alt sie sei, wies einfach auf ihren Kokosbaum; vergl. Andree, Ethnograph. Parallelen. S. 23. Auch bei den babylonischen Juden war es gebräuchlich, dass bei der Geburt eines Knaben ein Cederbäumchen und bei der Geburt eines Mädchens ein Kieferbäumchen gepflanzt wurde. Zeitschr. des Vereins f. Volksk. II S. 300.

Man giesst das erste Badewasser d. i. das Wasser, in dem das Neugeborene zum erstenmale gebadet worden ist, unter einen jungen Baum (Oels, Lauban): wie der Baum wächst, so das Kind.

Im Fortgange des Lebens erfahren von den Menschen die Bäume des Gartens, unter denen er aufwächst und gern verweilt, vielfach Berücksichtigung. Von ihnen nimmt die Braut Abschied, wenn sie das Elternhaus verlässt (im deutschen Oberschlesien); wie den Tieren wird den Bäumen in der Grafschaft, um Trebnitz, Lauban, Bunzlau, Katscher der Tod des Hausherrn und sein Begräbnis angesagt, sonst würden sie eingehen.

Man lässt die Bäume am Weihnachtsmahle teilnehmen, indem man die Speisereste vom Weihnachtstische, Brosamen, Fischgräten und Nusschalen unter sie schüttet. Man hängt die Lieblingsbäume gern mit alten abgelegten Kleidungsstücken.

Wie auf Menschen und Tiere, überträgt man auch durch Bitten und formelhafte Sprüche Krankheiten auf Bäume. Besonders wird hierzu in Schlesien der sogenannte Gichtbaum, ein Johannisbeerstrauch (Ribes), verwandt. Er wird über Nacht dem Kranken auf die Gichtstellen gebunden und dann am frühen Morgen, d. h. vor Sonnenaufgang, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit wieder in die Erde gesetzt, wobei man mit den Zweigen dreimal das Zeichen des Kreuzes macht. Gedeiht der Gichtbaum, so verschwindet die Gicht. Viele solche Gichtbäume sieht man in den Gärten um Grünberg, Sprottau, Guhrau; die Beeren der Sträucher heißen Gichtbeeren.

Nach alter Weise kommen Opfer an die Bäume noch vielfach vor. Begräbt man den gestorbenen Hofhund oder die tote Hauskatze unter einem Obstbaume, so ist er dankbar und trägt reichliche Frucht; so der Glaube um Neisse, Leobschütz, Katscher, Glatz. Jüttner spielt darauf in seiner schläschen Pillen ersten Schachtel 1862 S. 74 an:

S'e (die gestorbene Miezkatze) ruht beim Schwetschenstamme:
Und wenn dar arnte au
»Nich dankbar« trüge, komme
Ich mit der Axt und hau?»

In derselben Absicht vergräbt man auch in Siebenbürgen eine schwarze Katze, in Hinterpommern einen jungen Hund unter den Obstbaum; vergl. Jahn, Opfergebräuche S. 17. Um Strehlen vergräbt man am Fusse des Baumstammes Nusschalen. Allgemein unwickelt man auch am heiligen Abend die Obstbäume mit Strohseilen, damit sie im kommenden Jahre tüchtig tragen. Dabei werden sie in Hessen wie vernunftbegabte Wesen angeredet und zum Fruchtragen aufgefordert. Krebs, Hessische Volkssitten. Marburg 1886 S. 20. Noch mehr wirkt es auf den Baum, wenn auf den Strohseilen die Kuchen oder Würste gelegen haben, oder die Seile selbst unter dem Tischtuch ausgebreitet waren, auf dem man am heiligen Abend speiste (Sprottau). Schles. Provinzialblatt 1873 S. 238. Man schiesst in der Weih-

es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlaf du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus.“ —

nachts- und Neujahrsnacht in und über die Bäume, um die bösen Geister zu vertreiben, die das Gedeihen der Früchte vereiteln könnten (allgemein). An eine alte Opferfeier erinnert auch der überlieferte Brauch, dass am heiligen Abend um Mitternacht Mann und Weib in den Garten gehen und um die Obstbäume tanzen. Schles. Provinzialblatt 1828 S. 156.

Die Bäume sind sehr empfindlich und werden leicht beleidigt. Hackt man am Christabend in einen Baum, so grämt er sich über diese Beleidigung, die zugleich eine Entweihung der heiligen Zeit ist, und verdorrt. Werden die ersten Früchte von einem Baume gestohlen, so verdorrt er gleichfalls oder trägt erst in sieben Jahren wieder (Katscher). Man vergl. des Striegauers Günther Gedichte (1724) S. 43:

»Man sagt zwar oft: Bestohlene Bäume
Verdorren ohne weitre Frucht!
Dies sind nur abergläub'sche Träume,«

eine Anschauung, die sich wörtlich bei dem Hirschberger Stoppe (1728) S. 60 findet:

»Bestohlene Bäume verdorren ohne weitre Frucht,«

und die heute noch gung und gäbe ist.

Lässt man die Erstlingsfrüchte von einem unschuldigen Kinde, besonders einem Knaben, »abnehmen« d. h. abpflücken, so trägt der Baum das nächste Jahr reichlicher. Die ersten Früchte, die ein junger Baum trägt, muss der Hausherr essen; auch für diese Ehre ist er dankbar. Bei der Obstlese lässt man immer einige Früchte auf dem Baume, sonst ist er gekränkt und trägt das nächste Jahr nicht. Häufig lässt man die Früchte eines Baumes, der das erstemal trägt, überhaupt hängen, damit er fruchtbar bleibe.¹⁾ In der Laubaner Gegend spaltet man die Rinde des Baumes und thut ein Geldstück hinein; dadurch wird die Fruchtbarkeit wirksam erhöht.

Dass das Volk den Bäumen dieselben Gefühle beilegt wie den Tieren, bezeugen die geläufigen Redensarten: die Bäume preschen sich (sind brünstig, paaren sich wie die Hunde), rammeln (wie die Hasen, Katzen und Kaninchen). Geschieht dies in den Zwölften bei heftigem Winde, so werden sie den kommenden Herbst viel tragen. Darum sagt der Schlesier Czepko (1605–1660) handschriftlich:

Ob die Bäum' in ihrer Art
Sich gerammelt, sich gepaart,
Würden jene Nächte lehren.²⁾

Bei dem Herzensanteil des Menschen an den Bäumen ist es erklärlich, dass auffallende Erscheinungen im Leben des einzelnen Baumes zu Vorgängen im Familienleben in Beziehung gesetzt werden. Blüht ein Obstbaum zu ungewöhnlicher Zeit, so gilt dies als schlimme Vorbedeutung: der Hausherr oder die Hausfrau wird bald sterben. Dasselbe befürchtet man, wenn im Garten plötzlich ein Obstbaum ohne ersichtlichen Grund eingeht. Wenn die Obstbäume zweimal blühen, wird dies als eine Erschöpfung des Lebens betrachtet und als baldiges Sterben vieler Menschen gedeutet (Reichwalde).

Gilt der Baum als Sinnbild des einzelnen Menschen, so ist es erklärlich, dass man mit Hülfe des Baumes Bosheitszauber treiben kann; was man dem Baume anthut, widerfährt dem durch ihn vorgestellten Menschen. Bindet man zwei Bäume zusammen, so wird dem Besitzer Unglück in allen Unternehmungen angezaubert, er wird gehemmt, »geknüpft.«

1) Man vergl. im 3. Buch Moses 19,23-25 das Verbot, Früchte des Baumes oder Weinstocks in den ersten drei Jahren zu essen. — 2) Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier S. 204.

Manche sagenunspinnene Eichen, Linden und einzelne Obstbäume geben irgend einer unter ihnen oder in ihrer Nähe vorgenommenen Handlung eine besondere Weihe; auch tritt wohl der stumme Baum als beredter Verteidiger oder Zeuge für die bedrängte Unschuld ein. So erstanden Wunderbäume oder Blutbäume in Erinnerung an ein Geschehnis, in Görlitz an den Opfertod eines Gottesmannes, Schles. Provinzialbl. 1867 S. 106, in der Liegnitzer Vorstadt (Jauergasse) und auf der goldenen Hube bei Jauer, wo sie mit einem Gottesurteil in Verbindung gebracht sind. An eine mächtige Linde im Schlossgarten zu Guttmannsdorf bei Reichenbach knüpft sich die Sage an eine verdächtige unschuldige Jungfrau und ihre wunderbare Rechtfertigung, Provinzialblatt 1869 S. 173.

Auch die Sprache des Volkes bezeugt seine nahe Berührung mit den Tieren und Bäumen und beweist ihre gemüthlichen Beziehungen zu einander.

Welch tiefes Naturgefühl spricht aus den Worten:

Grusser Gôt, woar doas ein Mädél!
Gewaxen wie 'ne Polme und so traulich
Als wie der Lindenbôm ei Voatersch Garten.

Rössler, Aus Krieg und Frieden. 2. Aufl. 1883 S. 26f.

Viele Gleichnisse und sprichwörtliche Redensarten beziehen sich besonders auf die Tierwelt, und nach dem Volksmunde sind »Sprichwörter wahre Wörter.«

Im Finstern sind alle Kühe schwarz. Man besieht sich etwas wie die Kuh ein neues Thor. Sie ist aufgeputzt (»aufgedonnert«) wie ein Pflingstochse. — Das Pferd hustet, hochert (von wieherndem Lachen sagt man: hochern wie ein Pferd); jemandem zureden wie einem kranken Pferde. — Hinter sich scharren die Hunde; frieren wie ein (junger) Hund; daher heftige Kälte: Hundekälte; er hat sich ausgeheilt wie ein Hund. — Er tritt leise auf wie die Katzen (ist ein Leisetreter); er macht ein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert; er ist gesund, munter wie ein Kitschel; nass wie eine gebadete Katze, wenn's donnert; aussehen wie ein gelecktes Katzel. — Gutnützig wie ein Schaf; geduldige Schafe gehen viel in einen Stall. Ein rüdiges Schaf steckt die ganze Herde an. — Gelüstig wie die Ziege; springen wie ein Böckel. — Geborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr. — Steht er doch da, stolz wie der Hahn auf dem Mistel; rumlaufen wie eine drehnige (verdrehte) Henne. — Er stand da wie eine beregnete (beränte) Gans; er machte ein Gesicht wie die Gans, wenn's blitzt, wenns wetterleuchtet u. a. m.

Die Frage, warum die Hunde einander beriechen, beantwortet der polnische Oberschlesier nach den Mitteil. Heft 3 S. 8: weil sie einmal zu einem grossen Gastmahl ein schnellfüssiges Hündchen um Pfeffer nach Amsterdam geschickt haben. Da das Hündchen nicht zurückgekehrt ist, so wittern die Hunde bei jedem fremden Hunde, ob er nicht etwa den Pfeffer gefressen hat. —

So steht Brauch, Sprache und Meinung des Volkes zu dem Leben der Tiere und Bäume in Beziehung, am innigsten auf der Stufe, wo der Mensch, noch nachbarlich mit dem Acker zusammenwohnend, mit Tier und Baum wie mit gleichbeseelten Wesen verkehrt, aber auch heute noch in der Masse verwachsen, dass ohne die Kenntnis dieser Anschauungen des Schlesiens es unmöglich ist, ein genaues und vollständiges Bild unseres Volkstums zu entwerfen.

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000571167



II 139498

Pracownia Śląska SL

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000571175



II 139499

Pracownia Śląska SL